SOZIALE BEZIEHUNGEN IM ALTER

INTEGRATION DURCH 'INSULATION'

Abhandlung
zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät I
der
Universität Zürich

vorgelegt von

HEIKE SCHULZ
von Hamburg (BRD)

Angenommen auf Antrag von Herrn Prof. Dr. G. Schmidtchen

Campus Verlag Frankfurt 1979

UNIV.
LEIDEN
BIBL.

Inhaltsverzeichnis

Einführung 7

1. Zum Problem der sozialen Integration im Alter: allgemeine theoretische Ansätze der sozialen Gerontologie 15

1.1. Die Frage nach einem 'erfolgreichen Altern' 15
1.2. Aktivität oder Disengagement ? 17

2. Familienbeziehungen 23

2.1. Der Ansatz der gerontologischen Familienforschung: PARSONS' These von der 'isolierten Kernfamilie' 23
2.2. Empirische Ergebnisse 24
2.2.1. Wohnverhältnisse: (1) Haushaltsstrukturen 25
(2) Einstellungen zum Zusammenwohnen 26
(3) Entfernungen zu den Kindern 27
2.2.2. Kontakte 28
2.2.3. Hilfeleistungen 31
2.3. Theoretische Konsequenzen 34
2.3.1. Theorie der 'modified extended family' 34
2.3.2. Kritik 36

3. Ausserfamiliäre Beziehungen: Freunde, Nachbarn, Bekannte 42

3.1. Empirische Ergebnisse: (1) Kontaktverhalten 42
(2) Kontaktwünsche 45
3.2. Ausserfamiliäre Beziehungen im Vergleich zu Familienbeziehungen 48
3.3. Spezifische Funktionen 53

4. Nachbarschaftsstrukturen 56

4.1. Der Ansatz der Kontextforschung 56
4.2. Empirische Ergebnisse: (1) Zena S. BLAU (1961) 59
(2) Irving ROSOW (1967) 60
(3) George S. ROSENBERG (1970) 66
4.3. Sozialpolitische Konsequenzen: 'Insulation' 70

5. Theoretischer Bezugsrahmen: J.F. GUBRIUMs 'socio-environmental theory of aging' 74

5.1. Ansatz 74
5.2. Begriffe 76
5.2.1. 'Person' - 'Action' - 'Morale' 77
5.2.2. 'Environment' 78
5.3. Beziehungen zwischen Personen und 'environments' 81
5.3.1. Soziale Kontexte und Aktivitätsnormen 82
5.3.2. Individuelle Kontexte und Aktivitätsressourcen 84
5.3.3. Einfluss des 'environment' auf die Zufriedenheit 87

5.3.4. Einfluss des 'environment' auf das Handeln 89
5.3.5. Einfluss sozialer Kontexte auf die soziale Interaktion und die Entstehung eines Gruppenbewusstseins 91
5.4. Sozialpolitische Konsequenzen: 'radikale Strategie' 96

6. Diskussion des Insulationskonzeptes nach den Ansätzen von ROSOW und GUBRIUM 99

6.1. Voraussetzungen 99
6.1.1. Empirische Voraussetzungen 99
6.1.2. Theoretische Voraussetzungen 106
6.1.3. Ideologische Voraussetzungen 109
6.2. Kritische Implikationen 111
6.3. Folgerungen 120

7. Soziale Beziehungen zu Gleichaltrigen 122

7.1. Aehnlichkeit und Gleichaltrigkeit 122
7.2. Altersidentifikation und Altershomophilie 125
7.3. Empirische Befunde 127

8. Soziale Beziehungen zu Jüngeren 134

8.1. Fragestellung 134
8.2. Implikationen der Altersdifferenzen 135
8.3. Gemeinsamkeiten zwischen Aelteren und Jüngeren 136
8.4. Beziehungen zu den jüngeren Generationen im Bereich der Familie: empirische Befunde 141
8.4.1. Beziehungen der Aelteren zu ihren erwachsenen Kindern: 141
(1) Qualitative Aspekte von Nähe und Distanz 142
(2) Konflikte 145
8.4.2. Beziehungen der Aelteren zu ihren Enkeln 150
8.5. Beziehungen zu Jüngeren im ausserfamiliären Bereich: empirische Befunde 155
8.5.1. Perzeptionen der sozialen Distanz zwischen den Generationen 155
8.5.2. Einstellungen gegenüber Jugendlichen 158
8.5.3. Kontaktverhalten gegenüber Jugendlichen 160
8.5.4. Altersheterogene Encountergruppen 164
8.5.5. Konflikte und Gegenreaktionen 166
8.6. Möglichkeiten und Grenzen altersheterogener Kontakte für Aeltere 169

Literaturverzeichnis 175

Einführung

Altern scheint heutzutage kein hoffnungsloser Fall mehr zu sein. In den wenigen Jahrzehnten ihrer Forschung haben Gerontologen eine Fülle von Erkenntnissen gewonnen, die das populäre Bild vom alten Menschen, der einsam, arm und krank in einer Dachstube dahinvegetiert, zur Fiktion gemacht haben. Man weiss heute: die überwiegende Mehrheit der Alten ist weder sozial isoliert noch leidet sie unter einem besonders schlechten Gesundheitszustand oder einem Mangel an finanziellen Mitteln. Und man weiss auch, dass denjenigen, denen das Altern Probleme bereitet, heute wirksamer denn je geholfen werden kann. Die Leistungsfähigkeit und Aktivität kann unter geeigneten Lebensbedingungen bis ins hohe Alter hinein nahezu unvermindert erhalten bleiben. Alternsprozesse sind nicht zwangsläufig mit einem generellen Abbau an Fähigkeiten, Interessen und Beziehungen verbunden; ihre je spezifische, individuelle Form ist von einer Vielzahl intra- und interindividuell variierender und weitgehend durch äussere Massnahmen zu modifizierender Faktoren bestimmt. Soweit es auch praktisch gelingt, diese Faktoren zu kontrollieren, ist der individuelle Verlauf des Alterns heute daher nicht mehr eine naturgegebene Notwendigkeit, sondern eine Frage der Entscheidung, Planung und Organisation. Ein zufriedenes Alter ist in vieler Hinsicht machbar geworden.

Mit Recht ist man stolz auf die Ergebnisse der Forschung, die deutlich machen, dass die empirische Realität des Alters eine ganz andere, lebendigere, differenziertere, möglichkeitsreichere ist als diejenige, die in den alltäglichen Vorstellungen vom Alter und von den Alten noch immer begegnet. Und doch sind es in erster Linie diese Vorstellungen und nicht das gesicherte Wissen der Forscher, die bestimmen, was Altsein in unserer Gesellschaft bedeutet. Die erfreulichen Fakten, die durch die empirische Forschung aufgedeckt worden sind, haben bisher so gut wie keinen Einfluss auf das überwiegend negative Altersbild in der Oeffentlichkeit gewonnen. Es ist der Wissenschaft einstweilen noch nicht gelungen, das Bild des einsamen Alten in der Dachstube, das offensichtlich nicht das tatsächliche Schicksal einer Mehrheit der Aelteren repräsentiert, auszulöschen oder etwa durch das Bild eines gutsituierten älteren Herrn (oder einer Dame), der den Winter auf Mallorca verbringt, zu ersetzen.

Die Beharrlichkeit, mit der sich das sogenannte Defizitmodell des Al-

terns in den Erwartungen und Vorstellungen der Oeffentlichkeit, aber auch in den persönlichen Ansichten vieler Fachleute am Leben hält, hat ihren Grund vielleicht nicht nur in der Trägheit, mit der die öffentliche Meinung auf neue Einsichten reagiert. Sie könnte auch darauf hindeuten, dass sich in dem Wissen der Forscher bei aller Differenziertheit die an sich selbst und an anderen unmittelbar erfahrbare Wirklichkeit des Alterns zu wenig oder zu einseitig niedergeschlagen hat. Die spezifische Erfahrung des Alterns ist ja nicht die Erfahrung, dass alles noch gut geht, dass man noch rüstig, aktiv und gesund ist, sondern die Erfahrung der grösseren oder kleineren Veränderungen des Körpers, der beruflichen und familiären Situation, der Erwartungen, Wünsche und Hoffnungen, in denen uns das Alter bewusst wird und die uns eines Tages merken lassen, dass wir jetzt wohl alt sind und nun auch zu 'den Alten' gehören.

Was die Erfahrung des Alterns im einzelnen beinhaltet, wie sie interpretiert und bewertet wird, hängt von den kulturellen und gesellschaftlichen Bedingungen ab, unter denen sie sich vollzieht. Diesen Bedingungen entsprechen bestimmte Erwartungen, die in der sozialen Interaktion zugleich geprägt und vermittelt werden und als überindividuelle Muster das Erleben und Handeln des einzelnen beeinflussen. Die Tatsache, dass in unserer Gesellschaft trotz der relativ günstigen äusseren Lebensbedingungen vorwiegend negative Erwartungen mit dem Alter verbunden sind, dass Alter eher als etwas Defizitäres, als Mangel und Verlust erlebt wird anstatt beispielsweise als ein Gewinn an Ansehen, Status, Erfahrung, Weisheit, wie dies in manchen traditionellen Gesellschaften noch heute der Fall ist, ist das Ergebnis sozialer Verständigungsprozesse unter den Bedingungen der modernen Leistungsgesellschaft. Sie lässt sich nur zusammen mit diesen Bedingungen und nur auf der Ebene der sozialen Interaktion selbst, also dort, wo sich die Verständigung über Sinn und Bedeutung des Alters abspielt, verändern.

Die Frage, wie dies konkret geschehen kann, steht im Mittelpunkt der vorliegenden Arbeit. Es geht um die Beziehungen zwischen 'A l t e n' und 'N i c h t - A l t e n', welche die Grundlage bilden für die Definition dessen, was Altsein in unserer Gesellschaft bedeutet, und um die Möglichkeiten einer Veränderung dieser Beziehungen zugunsten der Alten.

Aber wer sind eigentlich 'die Alten' und 'die Nicht-Alten'? Es ist verpönt, von 'den Alten' zu sprechen. Der Ausdruck weckt die Vorstellung, als seien alte Menschen durch das gemeinsame Merkmal 'Alter' hinreichend gekennzeichnet, als könne man sie, allein weil sie alt sind, zu einer besonderen Kategorie zusammenfassen und sie von anderen Menschen, die ein bestimmtes Alter noch nicht erreicht haben, prinzipiell unterscheiden. Die Rede von 'den Alten' wird als Stigmatisierung empfunden, ähnlich wie die Rede von 'den Juden', 'den Negern'. Alles Individuelle, alle Differenzierung kommt in ihr zu kurz. Man weiss heute, dass gerade im Alter die interindividuellen Unterschiede besonders deutlich hervortreten, der Versuch einer einheitlichen Klassifizierung bei alten Menschen also noch weniger berechtigt ist als bei jüngeren. 'Die Alten' sind eine Fiktion.

Als empirisch fassbare, demographisch beschreibbare Gruppe gibt es sie in der Tat nicht. Es gibt sie jedoch in unseren Köpfen und dort, als Vorstellung, als ein Bündel von Erwartungen, sind sie eine durchaus wirksame Realität, die unser Erleben und Handeln bestimmt. In diesem Sinne lässt sich u. E. die Rede von 'den Alten' rechtfertigen.

Dass dieses Etikett in unserer Gesellschaft vor allem mit negativen Erwartungen verbunden ist, lässt darauf schliessen, dass es in erster Linie eine Erfindung derer ist, die selbst noch nicht alt sind und dem Gedanken, dass sie es auch einmal werden könnten, mit Angst und Abwehr begegnen. Die Abgrenzung von bestimmten Personengruppen mithilfe des Etiketts 'alt' gibt den Nicht-Alten die Möglichkeit, all das, was in diesem Etikett zusammengefasst ist, von sich selbst fernzuhalten, den Blick in die eigene Zukunft freizuhalten von den Bildern des Alterns und Sterbens. Sie entlastet also, schützt die eigene Identität. Bezahlt wird dieser Schutz von den anderen, die das Etikett 'alt' zu tragen haben und damit von der Zugehörigkeit zur Gesellschaft der Nicht-Alten, wenn auch nicht unbedingt äusserlich sichtbar, so doch zumindest im psychologischen Sinne ausgeschlossen sind.

Es gibt verschiedene Weisen, wie man sich gegen diesen Mechanismus der Stereotypisierung und Ausgliederung zur Wehr setzen kann: Wer beruflich in der Altenarbeit engagiert ist, kann sich z. B. um Aufklärung bemühen und versuchen, den populären Klischees empirisch begründetes Wissen entgegenzusetzen. Wer hingegen selbst von der Stereotypisierung betroffen ist, kann entweder, wie es viele tun, danach streben, dem Altersbild der Nicht-Alten so wenig wie möglich zu entsprechen und jegliche Identifikation mit dem Alter zu vermeiden, oder aber er kann es annehmen und versuchen, aus der bewussten Identifikation mit dem Alter und den Alten und aufgrund der eigenen, gemeinsam mit anderen Altersgenossen gewonnenen Erfahrung des Alterns den Inhalt des Altersstereotyps neu zu bestimmen.

Diese Möglichkeit, die bisher m. W. nur von amerikanischen Autoren, und zwar vor allem von Irving ROSOW und Jaber F. GUBRIUM, ausführlich untersucht und als eine realistische Alternative zu anderen Bemühungen um eine Verbesserung der sozialen Integration der Alten ernsthaft in Erwägung gezogen worden ist, soll im folgenden unter dem Stichwort der 'Insulation' zur Diskussion gestellt werden. Gemeint ist damit der Zusammenschluss alter Menschen zu Gruppen, Haus-, Wohn- und Nachbarschaftsgemeinschaften, die ihnen vermehrt Gelegenheit zur Interaktion mit Gleichaltrigen bieten. Die Vertreter des Insulationskonzeptes gehen davon aus, dass räumliche Nähe und soziale Homogenität wesentliche Voraussetzungen für die Aufnahme von Kontakten, die Entwicklung von Freundschaften und die Bildung eines Bewusstseins der Zugehörigkeit zu einer Gruppe darstellen. Diese Annahme können sie auf zahlreiche empirische Untersuchungen gründen, die u. a. nachweisen, dass gerade bei Personen, die in ihrer Mobilität und Flexibilität in irgendeiner Weise eingeschränkt sind, was ja besonders häufig bei alten Menschen der Fall ist, die ge-

nannten Umweltfaktoren eine entscheidende Rolle spielen. Das Zusammenwohnen in alterskonzentrierten Nachbarschaften soll alten Menschen die Möglichkeit geben, Distanz zu gewinnen von den negativen Stereotypen der Nicht-Alten und aufgrund der gesteigerten Interaktion mit Altersgenossen sich zugleich eigene, angemessenere Vorstellungen vom Alter zu bilden, die eine Grundlage für die Entwicklung altersspezifischer Rollen und einer positiven Identifikation mit dem Alter bilden könnten. Ziel der Abgrenzung alter Menschen von Angehörigen jüngerer Altersgruppen, die das Insulationskonzept fordert, ist nicht die Trennung. Insulation soll nicht zur Segregation führen, sondern vielmehr die Voraussetzung für die Wiederherstellung der gestörten Beziehungen zwischen Alten und Nicht-Alten in der modernen Gesellschaft schaffen. Erst wenn es den Alten gelingt, unabhängig von den Erwartungen der Nicht-Alten in der eigenen Erfahrung ihre Identität zu begründen, können sie anderen ihr Altsein zeigen und zumuten, ihnen als Alte begegnen, ohne sich selbst preiszugeben. Damit würden sie zugleich den anderen, die das Alter zu verdrängen, zu verleugnen oder auf andere Weise abzuwehren suchen (z. B. auch, indem sie es vergolden), zu einer offeneren Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit des Alterns verhelfen. Differenzierte Beziehungen, die einen gegenseitigen Austausch einschliessen, sind nur dort möglich, wo ein gewisses Mass an Eigenständigkeit der Partner vorhanden ist und, bei aller Achtung der Gleichwertigkeit, vor allem auch die Anerkennung des Andersseins des anderen gewährleistet ist. Insofern kann gerade die Distanzierung und bewusste Unterscheidung der eigenen Möglichkeiten von den Möglichkeiten der anderen die Beziehungen zwischen beiden verbessern.

Wenn dieses Ziel nicht nur ein frommer Wunsch bleiben soll, so müssen bei der Planung der Insulation auch die äusseren Bedingungen für die Aufrechterhaltung einer Verbindung mit Angehörigen der jüngeren Altersgruppen berücksichtigt werden. Alterskonzentrierte Nachbarschaften und Wohnhäuser sollten also nicht ausserhalb der Lebens- und Wohnbereiche der Nicht-Alten gelegen sein, wie z. B. manche Alterssiedlungen, Altersheime oder die amerikanischen Retirement Communities. Die Erhaltung der Umweltbeziehungen ist im Hinblick auf die Ziele, die durch die Insulation erreicht werden sollen, ebenso wichtig wie die Abgrenzung der Alten von den Nicht-Alten. Ausserdem ist zu betonen, dass räumliche Nähe und soziale Homogenität zwar notwendige, aber natürlich noch keineswegs hinreichende Bedingungen für die Entwicklung von lebendigen Beziehungen, Gruppenbewusstsein, positiven Rollenerwartungen und Identifikation mit dem Alter darstellen. Dabei sind weitere Faktoren wirksam, auf die wir an anderer Stelle ausführlicher eingehen werden. Hier sei nur darauf hingewiesen, dass vor allem auch die Autonomie der Alten in der Verwaltung und Gestaltung ihres Lebensraumes, die räumlichen Voraussetzungen für gemeinsame Interaktion und die Möglichkeit zur selbständigen Organisation des Zusammenlebens eine wichtige Rolle spielen. Diese Bedingungen sind in der Regel in dem, was hierzulande an alterskonzentrierten Wohn-

strukturen besteht (Altenheime, Altenwohnhäuser, Altensiedlungen), nicht erfüllt. Die Problematik dieser Wohnformen ist daher nicht ohne weiteres auf das Insulationskonzept übertragbar.

Das Konzept der Insulation ist im weiteren Zusammenhang der Untersuchungen zur sozialen Integration der Alten, die bereits das Thema der Aktivitäts-Disengagement-Forschung gewesen ist, entwickelt worden. Sachlich lässt es sich als Konsequenz verschiedener sozialgerontologischer Erkenntnisse auffassen, die in Kap. 1-4 ausgeführt werden. Sie lassen sich wie folgt zusammenfassen:

(1) Soziale Integration und das Erlebnis eines 'erfolgreichen Alterns' kann nicht allein durch die Wahl einer bestimmten Verhaltensweise (Aktivität oder Disengagement) gesichert werden, da das Verhalten seinerseits von einer Vielzahl individueller und sozialer Faktoren, insbesondere auch den Erwartungen der Umwelt, abhängig ist.

(2) Auch die Familienbeziehungen, die heute trotz der Veränderung der Familienstruktur, der Wohnformen und der wachsenden Mobilität für die Mehrheit der Aelteren noch erhalten und nach wie vor von zentraler Bedeutung sind, werden auf lange Sicht die Bedürfnisse der Aelteren nicht mehr ausreichend befriedigen und auch die Verbindung zwischen den Generationen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene nicht mehr ausreichend vermitteln können. Die segregativen Folgen der fortschreitenden Modernisierung müssen zusätzlich durch die Entwicklung neuer Formen des Zusammenlebens kompensiert werden.

(3) Ausserfamiliäre Beziehungen zu Freunden, Nachbarn und Bekannten spielen nicht nur als Ersatz für fehlende oder verlorene Familienbeziehungen oder als Ergänzung zu den familiären Beziehungen eine wichtige Rolle. Sie erfüllen darüberhinaus spezifische Funktionen, die von Beziehungen zu den Angehörigen nicht wahrgenommen werden. Speziell die Freundschaften, die vor allem Personen mit gemeinsamen Merkmalen, Interessen und Erfahrungen miteinander verbinden, fördern die Sozialisation und Integration des einzelnen in die soziale Umwelt, indem sie ihm Rollenmodelle zur Verfügung stellen, die seiner spezifischen lebensgeschichtlichen und sozialen Situation entsprechen.

(4) Diese Erkenntnis, verbunden mit der Beobachtung, dass das Kontaktverhalten alter Menschen nicht nur von Persönlichkeitsfaktoren bestimmt wird, sondern auch von den Strukturen der sozialen Umwelt (und zwar umso mehr, je stärker die individuelle Flexibilität eingeschränkt ist), stellt den Ausgangspunkt der sogenannten Kontextforschung dar, welche den Einfluss homogener und heterogener Nachbarschaften (bezogen vor allem auf das Alter (ROSOW), aber auch auf den sozioökonomischen Status (ROSENBERG) und auf die berufliche und familiäre Situation (BLAU)) auf das Kontaktverhalten und die Zufriedenheit alter Menschen untersuchte. Die Ergebnisse dieser Forschung haben ROSOW später dazu veranlasst, sozialpolitische Konsequenzen im Sinne des Insulationskonzeptes zu fordern.

Aehnliche, aber zum Teil noch weitergehende Schlussfolgerungen hatte

GUBRIUM aus dem gleichen empirischen Material, das auch ROSOWs Thesen zugrundeliegt, und einer zusätzlichen eigenen Untersuchung, der sogenannten Detroit-Study, abgeleitet. GUBRIUM hat darüberhinaus versucht, aufgrund dieses Materials eine neue Alternstheorie zu entwickeln, welche die Aporien der behavioristisch orientierten Aktivitätstheorie wie auch der funktionalistisch orientierten Disengagementtheorie überwindet, indem sie die Interaktion des Individuums mit seiner Umgebung in den Mittelpunkt stellt. Seine 'socio-environmental theory of aging' - im folgenden kurz 'Kontexttheorie' genannt - basiert also auf einem interaktionistischen Ansatz. Sie versucht, Verhalten bzw. Handeln nicht einseitig als Funktion der Person und ihrer Entwicklung (wie die Aktivitätstheorie) oder als Funktion des sozialen Systems (wie die Disengagementtheorie) zu sehen, sondern als Synthese dieser beiden Komponenten, als Funktion von 'Personen in Situationen'. Das Handeln und die Selbsteinschätzung des einzelnen ist ihrzufolge als Ergebnis einer Auseinandersetzung der Person mit ihren individuellen Handlungsmöglichkeiten (den 'Aktivitätsressourcen') und den Erwartungen ihres sozialen Kontextes (den 'Aktivitätsnormen') zu verstehen.

Die Leistung dieser Theorie erschöpft sich nicht in der Begründung des Insulationskonzeptes (das bei GUBRIUM nur ein Teil dessen ist, was er als 'radikale Strategie' bezeichnet). Die Kontexttheorie stellt zugleich einen Bezugsrahmen dar, der eine Integration anderer bisher noch weitgehend isoliert bestehender Ansätze und Ergebnisse ermöglicht. Diesem Ziel der theoretischen Integration mussten notwendigerweise manche Differenzierungen, welche die sozialgerontologische Forschung inzwischen erarbeitet hat, geopfert werden. Ob es sinnvoll war, diese Opfer zu bringen und schon beim jetzigen Forschungsstand die Konstruktion einer Gesamttheorie zu wagen, wird sich erst im Verlauf ihrer weiteren Anwendung und Ueberprüfung zeigen. Unabhängig davon wird man GUBRIUMs Versuch, wenn nicht wegen seines weitgreifenden Anspruchs, so doch wegen der durchdachten, präzisen Begrifflichkeit und der methodisch zwar unüblichen, aber sachlich sehr aufschlussreichen Einbeziehung seines empirischen Materials, als einen bedenkenswerten Beitrag zur sozialgerontologischen Theoriebildung anerkennen müssen, der die gegenwärtige Fachdiskussion u. E. nur bereichern kann.

Da er überraschenderweise m. W. noch keine gebührende Resonanz gefunden hat und zumal in der deutschsprachigen Forschung bisher so gut wie unbekannt geblieben ist, erschien es notwendig, ausser der Anwendung der Kontexttheorie zur Begründung des Insulationskonzeptes und zur Integration einzelner Beobachtungen und Hypothesen zur Frage der Bedeutung altersheterogener und altershomogener Beziehungen für Alte (Kap. 7-8), auch eine relativ ausführliche Darstellung dieser Theorie selbst zu vermitteln (Kap. 5).

In der anschliessenden Diskussion (Kap. 6) wird versucht, die wichtigsten empirischen, theoretischen und ideologischen Voraussetzungen des Insulationskonzeptes darzustellen und den Zusammenhang dieses Kon-

zeptes mit langfristigen gesellschaftlichen Prozessen (sozialer Wandel, Modernisierung, Generationsdynamik), allgemeineren soziologischen Theorien (Sozialisationstheorie, Konflikttheorie) und grundlegenden gesellschaftspolitischen Orientierungen (Emanzipation, Kritik, Veränderung) aufzuzeigen. Ausserdem werden bestimmte ideologiekritische Implikationen der Ansätze ROSOWs und vor allem GUBRIUMs für eine Reihe populärer Vorstellungen vom Alter und vom Zusammenleben der Generationen in der modernen Gesellschaft, insbesondere für das Postulat der Erhaltung einer möglichst 'natürlichen' Mischung der Altersgruppen in den bestehenden Wohnstrukturen, sichtbar gemacht, welche die gegenwärtige Auseinandersetzung mit Fragen der Organisation von sozialer Integration der Alten u. E. in sehr produktiver Weise anregen könnten.

Diese Auseinandersetzung ist unter dem Stichwort 'Oekologie-Diskussion' gerade erst in den letzten Jahren auch in der deutschsprachigen Fachliteratur in Gang gekommen (vgl. z. B. ROSENMAYR 1977, 1978; LEHR 1977, 1978; SCHNEIDER 1976; THOMAE 1976; TEWS 1977; LANTERMANN 1976), nachdem sie in den USA bereits in den 60er Jahren die Thematik der gerontologischen Forschung wesentlich mitbestimmt hatte (vgl. die Untersuchungen von CARP, BLAU, LAWTON, ROSOW, ROSENBERG, MESSER u. a.). Da das Manuskript der vorliegenden Arbeit bereits im Herbst 1977 zum Abschluss gekommen war, konnten die neuesten Beiträge zum Thema 'Alter und Umwelt' nur noch teilweise in einigen ergänzenden Hinweisen berücksichtigt werden. Eine kritische Einbeziehung des Insulationskonzeptes, speziell der Frage der Strukturierung der Beziehungen zwischen Alten und Nicht-Alten, in eine Auseinandersetzung mit der umfassenderen Thematik einer 'Sozialökologie des Alterns' (ROSENMAYR 1977:293), konnte im Rahmen dieser Arbeit nicht mehr geleistet werden.

In den beiden Schlusskapiteln (Kap. 7-8) wird der Versuch gemacht, die zentrale These der Kontextforschung zum Verhältnis von altershomogenen und altersheterogenen Sozialbeziehungen im Alter anhand von spezifischem empirischem und theoretischem Material zu überprüfen und zu differenzieren. Dabei werden auch Ergebnisse einer eigenen Untersuchung zum Kontaktverhalten älterer Personen gegenüber Jugendlichen einbezogen (s. 8. 5. 3.). Als Bezugsrahmen für die Integration und Interpretation des sehr verschiedenartigen Materials diente die Kontexttheorie. Die Ergebnisse dieses Versuchs sind in zwei Typologien zusammengefasst, die (1) den Bezug zu Gleichaltrigen, d.h. die Bereitschaft zur Altersidentifikation und zur Integration in die eigene Altersgruppe, und (2) den Bezug zu Jüngeren, jeweils in Abhängigkeit von den Aktivitätsressourcen des Individuums und den Aktivitätsnormen des sozialen Kontextes, darstellen.

Sowohl unsere theoretischen Ueberlegungen wie auch die Interpretation des verwendeten empirischen Materials unterstützen die These, dass eine aktive, aus eigenem Antrieb vollzogene Integration in die eigene Altersgruppe, eine positive Identifikation mit dem Alter und eine eher kritisch-distanzierte Beziehung zu Angehörigen jüngerer Altersgruppen, wie sie

das Insulationskonzept fordert, einen günstigen Einfluss auf die Selbsteinschätzung und Handlungsfähigkeit des einzelnen, aber auch der sozialen Gruppe als ganzer, ausüben. Es wäre u. E. daher wünschenswert, auch in unseren Breiten Strukturen, die dem Insulationskonzept entsprechen, Raum zu geben und zu fördern. Um dies zu erreichen, genügt es nicht, die Forderung der Insulation allein durch empirische Befunde zu begründen. Sozialpolitische Zielsetzungen lassen sich nicht als eine notwendige Konsequenz aus den Tatsachen als solchen ableiten, sondern implizieren immer, ob bewusst oder unbewusst, Entscheidungen, denen ein bestimmter ideologischer Konsens zugrundeliegt. Es ist also auch nötig, die Normen und Werte zu diskutieren, an denen die verschiedenen Integrationskonzepte orientiert sind, und auf dieser Ebene die Möglichkeit einer Insulation der Alten zu legitimieren.

Die vorliegende Arbeit möchte durch die Darstellung, Begründung und Diskussion des Insulationskonzeptes einen Beitrag leisten zur Kritik der bislang einseitig in der Oeffentlichkeit verbreiteten Forderung nach einer Mischung der Altersgruppen in 'integrierten' Strukturen. Ziel dieser Kritik ist selbstverständlich nicht eine allgemeine Aufhebung der Mischung zugunsten einer (relativen) Distanzierung der Alten von den Nicht-Alten im Sinne der Insulation, sondern zunächst einmal die Oeffnung der sozialpolitischen Diskussionen für die Auseinandersetzung mit einem neuen, hierzulande noch unpopulären Konzept anzuregen und damit einen Weg zu zeigen, wie sich die problematische Alternative 'Mischung oder Trennung' überwinden liesse.

Für das Zustandekommen dieser Arbeit bin ich Herrn Prof. Dr. G. Schmidtchen und Herrn PD Dr. H.-D. Schneider, der die Problemstellung angeregt hat und mir bei der Ausarbeitung mit zahlreichen wertvollen Hinweisen behilflich gewesen ist, zu grossem Dank verpflichtet. Meine Studienkollegen Joachim König, Annelise Ritzmann und Barbara Senckel, die mich als kritische Leser und Gesprächspartner bei meiner Arbeit begleitet haben, möchte ich ebenfalls dankend erwähnen.

H.S.

integrierte (45%) Wohnen.

Das gleiche Ergebnis wurde durch eine Meinungsumfrage des Allensbacher Instituts für Demoskopie vom Mai/Juni 1973 gewonnen: 46% der über 60jährigen glaubten demnach, dass sich ein älteres Ehepaar in einer alterskonzentrierten Nachbarschaft wohler fühlen würde als in einer altersgemischten Umgebung; 44% vertraten die entgegengesetzte Ansicht.

Separate Wohnhäuser wurden nach BLUME vor allem von Personen in einem höheren Lebensalter und von Frauen bevorzugt, während Männer und Verheiratete lieber in einem gemischten Wohnhaus leben würden. Die Ablehnung altershomogener Wohnstrukturen zeigte sich am stärksten bei Akademikern; die Zustimmung war dagegen am grössten bei Personen, die mit ihren Kindern zusammenlebten (106; vgl. 1962:70f). - STEINLE (1958, zit. v. ROSOW 1967:263) stellte ausserdem einen Zusammenhang zwischen den Wohnwünschen und dem Gesundheitszustand älterer Personen fest: je schlechter der Gesundheitszustand, desto eher wird ein separates Wohnen bevorzugt. Bei Personen, die in einer altersgemischten Umgebung wohnten, erhöhte sich der Wunsch nach einer separaten Altenwohnung bei einer Verschlechterung des Gesundheitszustandes seinen Daten zufolge von 22% auf 65%.

Während die meisten Aelteren das Zusammenleben mit den eigenen Kindern in einer Haushaltsgemeinschaft als Problem empfinden, ist für einen Teil der Aelteren also auch bereits das Zusammenleben mit Jüngeren in einer Hausgemeinschaft oder engeren Nachbarschaft belastend. Je mehr Aeltere in ihren Handlungsmöglichkeiten reduziert sind und je stärker sie dadurch von ihrer unmittelbaren sozialen Umgebung abhängig werden, desto eher äussern sie den Wunsch nach Abgrenzung und Distanz gegenüber den Jüngeren. Diese soll allerdings nicht zu einem völligen Ausschluss aus den Lebensbereichen der Jüngeren führen, wie die einhellige Ablehnung der 'Alterssiedlungen' (die bislang meistens am äussersten Stadtrand errichtet worden sind) zeigt. Nicht Trennung, sondern ein Lebensbereich in geschützter Distanz von den Jüngeren, in den sie sich ungestört zurückziehen, aus dem heraus sie aber auch eine zumindest noch beobachtende Teilnahme an ihrer Umwelt pflegen können, ist also das Ziel solcher Abgrenzungswünsche (vgl. ROSENMAYR 1974:43).

8. 6. Möglichkeiten und Grenzen altersheterogener Kontakte für Aeltere

Zusammenfassend lassen sich aus den dargestellten Beobachtungen über die Beziehungen zwischen Aelteren und Jüngeren folgende Hypothesen ableiten:

(1) Kontakte zwischen Aelteren und Jüngeren finden hauptsächlich im Rahmen der Familienbeziehungen statt, und zwar in erster Linie zwischen den benachbarten Generationen: der Kontakt zu den erwachsenen Kindern hat für die Aelteren im allgemeinen mehr Gewicht als der Kontakt zu den Enkeln.

(2) Voraussetzung für die Entwicklung positiver Beziehungen zwischen den Generationen innerhalb der Familie ist vor allem

- eine weitgehende (funktionale und emotionale) Unabhängigkeit der Aelteren von den Jüngeren und umgekehrt sowie
- eine Wohnsituation, die sowohl eine gewisse Distanzierung und Abgrenzung wie auch einen regelmässigen Austausch zwischen den Generationen ermöglicht.

(3) Ausserhalb der Familie sind (persönlich bedeutsame) Kontakte zwischen Aelteren und Jüngeren (ausgenommen Kinder) relativ selten, und zwar umso seltener, je grösser die Altersdifferenz zwischen den Aelteren und den Jüngeren ist.

(4) Voraussetzung für ein relativ positives Verhältnis der Aelteren zu den Jüngeren ist in diesem Bereich vor allem

- die Offenheit, Flexibilität und Unabhängigkeit der Aelteren, die ihrerseits relativ starke Aktivitätsressourcen voraussetzt, und
- eine soziale Integration der Aelteren in einen altersheterogenen Kontext.

(5) In beiden Interaktionsbereichen, sowohl ausserhalb wie innerhalb der Familie, ist der Kontakt zwischen Aelteren und Jüngeren auch unter günstigen Voraussetzungen mehr oder weniger problematisch, und zwar vor allem wegen

- der unterschiedlichen Entwicklungsphasen,
- der unterschiedlichen Sozialisationserfahrungen,
- der Instabilität der Ressourcen bei den Aelteren (ihrer potentiellen Abhängigkeit) und
- der mangelnden Reziprozität der Interessen und Verpflichtungen zwischen Aelteren und Jüngeren.

(6) Unter ungünstigen Voraussetzungen, wenn ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen Aelteren und Jüngeren besteht oder wenn die nötige räumliche Distanz zwischen beiden nicht gewahrt werden kann, ist im Rahmen der Familie mit verschärften Spannungen und Konflikten zu rechnen. Im ausserfamiliären Bereich dagegen ist, wenn sich Aeltere den Auseinandersetzungen mit Jüngeren nicht mehr gewachsen fühlen oder wenn sie in einem stärkeren Bezug zur eigenen Altersgruppe leben, eine Einschränkung oder Vermeidung der Kontakte zu Jüngeren zu erwarten.

(7) Je mehr der Wert der Beziehungen in offiziellen Normen begründet ist, desto weniger werden sie, zumindest in ihrer äusseren Form, durch Differenzen und Konflikte zwischen den Kontaktpartnern beeinträchtigt. Dies gilt in erster Linie für die Familienbeziehungen, die aufgrund ihrer normativen Bedeutung auch bei starken Konflikten in der Regel erhalten bleiben, in zweiter Linie aber auch für offizielle Kontakte zwischen Aelteren und Jüngeren ausserhalb der Familie (vgl. 8.5.3.). Auch dort gilt der Kontakt an sich als sozialer Wert, der die Schwierigkeiten der gemeinsamen Verständigung bis zu einem gewissen Grad aufwiegen kann.

(8) Kontakte zwischen Aelteren und Jüngeren, die aufgrund der genannten günstigen Voraussetzungen oder auch aufgrund ihres normativen Wer-

tes positiv erlebt werden, scheinen sich von den negativ erlebten Kontakten eher durch eine erfolgreichere Vermeidung oder Kompensation von Konflikten als durch eine bessere Qualität der Verständigung zu unterscheiden.

Eine Verbesserung der Beziehungen auf der Ebene der Verständigung ergibt sich offenbar nicht von selbst durch die Schaffung günstiger struktureller Voraussetzungen für Kontakte zwischen Aelteren und Jüngeren (wie Wohnen in der Nähe der Kinder und Integration in einen altersheterogenen sozialen Kontext). Solche Voraussetzungen erleichtern zwar die Aufnahme von Kontakten, nicht jedoch ohne weiteres auch die Auseinandersetzung mit den Wertvorstellungen, Meinungen und Erfahrungen der anderen Generation. Wie bereits G. W. ALLPORTs (1958) Untersuchungen über den Einfluss von Kontakten auf Vorurteile gezeigt haben, ist die in gerontologischen Diskussionen häufig auftauchende Hypothese, dass sich durch vermehrte intergenerative Kontakte eine Reduktion der Vorurteile erreichen liesse, nicht gerechtfertigt. Nach ALLPORTs Beobachtungen konnten Kontakte zu Angehörigen von Minoritätengruppen ebenso häufig die bestehenden Vorurteile verstärken wie abbauen. ALLPORT begründet diesen Befund folgendermassen:

> "Obviously, the effect of contact will depend upon the kind of association that occurs, and upon the kinds of persons who are involved" (1958, zit. v. GUBRIUM 1973:170).

Nicht die Häufigkeit der Kontakte als solche, sondern die Art, wie diese Kontakte erlebt werden, und die Erfahrungen, mit denen sich die Kontaktpartner begegnen, bestimmen demnach, welchen Einfluss die Kontakte auf die Qualität der Einstellungen und der Verständigung zwischen Aelteren und Jüngeren gewinnen. Eine Verbesserung der Verständigung zwischen Aelteren und Jüngeren durch vermehrte Kontakte ist also nur dort zu erwarten, wo beide mit einem möglichst geringen (negativen) Vorurteil den Kontakt aufnehmen und eine befriedigende Verständigung zwischen ihnen während des Kontaktes auch tatsächlich erlebt wird. Dies gelingt unter alltäglichen Bedingungen im allgemeinen nur jenen Aelteren, die sich ohnehin den Jüngeren noch relativ nahe fühlen, die flexibel und unabhängig geblieben sind und sich dem Aktivitätsniveau der Jüngeren noch einigermassen anpassen können. - Die anderen, die von mehr oder weniger starken Einschränkungen ihrer Aktivitätsressourcen betroffen sind, die sich überfordert fühlen von den Erwartungen der Jüngeren, sich wehren müssen gegen die Uebergriffe, die Bevormundungen und die 'Hilfen' der Jüngeren, aber andererseits auch den Ausschluss aus den Kreisen der Jüngeren fürchten, der ihnen den Bezug zur sozialen Umwelt überhaupt nehmen würde (sofern sie keine Möglichkeit haben, sich in einen altershomogenen Kontext zu integrieren), werden die sozialen Kontakte zu Jüngeren hauptsächlich aus der Perspektive ihres Konfliktes zwischen Abgrenzung und Anpassung erleben: der Abgrenzung, die sie aus Gründen der Selbsterhaltung zwar brauchen, aber aus Furcht vor der Isolation lieber vermeiden, und der Anpassung an die Erwartun-

gen der anderen, die sie, um ihre soziale Integration zu erhalten, zwar leisten möchten, aber aufgrund ihrer eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten nicht mehr voll leisten können. Je nachdem wie stark sie in ihrer Aktivität behindert sind, werden sie immer weniger Konzessionen an die Erwartungen der Jüngeren machen können und den genannten Konflikt immer mehr auf Kosten der Anpassung, also durch Abgrenzung und Vermeidung von Kontakten mit Jüngeren, lösen müssen. Die blosse räumliche Nähe zu Jüngeren, wie sie in einer altersheterogenen Nachbarschaft besteht, erleichtert diesen Aelteren also keineswegs die Aufnahme von Kontakten und die gemeinsame Verständigung. Die tägliche Erfahrung des Altseins, des Nicht-mehr-Dazugehörens, belastet vielmehr ihr Verhältnis zu Jüngeren und veranlasst sie nicht selten, sich ganz aus ihrer sozialen Umwelt zurückzuziehen.

Unter solchen Bedingungen könnte eine Verständigung zwischen Aelteren und Jüngeren nur durch künstliche Massnahmen, z. B. durch eine Institutionalisierung 'therapeutischer' Kontakte zwischen Aelteren und Jüngeren in Form von Selbsterfahrungsgruppen, Telefonkontakten, regelmässigen Besuchen u. ä. vermittelt werden. Ob allerdings derartige Massnahmen auch auf breiterer Basis durchführbar wären und nicht nur im Blick auf einzelne, sondern auch im Blick auf das Gesamtverhältnis der sozialen Gruppen eine wirksame und dauerhafte 'Therapie' der 'gestörten' Kommunikation zwischen Aelteren und Jüngeren erreichen könnten, erscheint fraglich. Eine allgemeine Verbesserung der Beziehungen zwischen Aelteren und Jüngeren wäre nur dann zu erwarten, wenn sich aus den institutionalisierten Kontakten mit der Zeit auf beiden Seiten 'echte' Interessen an einer gemeinsamen Verständigung, als Grundlage für stabile, reziproke Beziehungen zwischen Aelteren und Jüngeren, entwickeln würden. Allen bisherigen Beobachtungen zufolge besteht jedoch wenig Anlass, mit einer solchen Entwicklung zu rechnen. - Wenn sich dagegen durch eine Institutionalisierung therapeutischer Kontaktsituationen die positiven Kontakterlebnisse zwischen Aelteren und Jüngeren nur zahlenmässig vermehren liessen und lediglich auf eine Verbesserung der Verständigung zwischen Individuen abzielten, so wären sie auch langfristig vermutlich wenig geeignet - so sinnvoll sie für die Betroffenen sein mögen - einen wesentlichen Einfluss auf das Gesamtverhältnis zwischen den älteren und jüngeren Altersgruppen zu gewinnen.

Dieses Verhältnis kann, wie gezeigt wurde, nur durch Massnahmen, die auf die Beziehungen zwischen Aelteren und Jüngeren als sozialen Gruppen gerichtet sind, grundlegend verändert werden. Ihr primäres Ziel wäre nicht die unmittelbare Verständigung zwischen Aelteren und Jüngeren, sondern die Entwicklung eines eigenständigen, von den Erwartungen der Jüngeren unabhängigen (Gruppen-)Bewusstseins unter den Aelteren. Erst wo dieses Ziel erreicht ist und wo beide, Aeltere und Jüngere, aufgrund ihrer unabhängigen sozialen Integration, nicht nur Verständigung suchen müssen, sondern auch Konflikte riskieren können, kann sich die Beziehung zwischen beiden neu gestalten. Eine Insulation der

Aelteren in altershomogenen Sozialstrukturen, wie sie ROSOW und GUBRIUM fordern, würde die Voraussetzungen für eine solche Entwicklung schaffen. Sie böte den Aelteren die Möglichkeit, sich die räumliche und soziale Unabhängigkeit von den jüngeren Altersgruppen zu sichern, eine eigene soziale Gruppe zu bilden und dann auch als Gruppe einen 'Austausch auf Distanz' mit den Jüngeren zu pflegen, in dem sie sowohl ihre Unabhängigkeit bewahren wie auch eine Verständigung über ihre gemeinsamen Interessen und Probleme suchen können.

Grundsätzlich - und die in den vorangegangenen Abschnitten dargestellten Beobachtungen zugleich zusammenfassend - lassen sich, im Blick auf die individuellen und sozialen Handlungsbedingungen älterer Personen, folgende Typen des Bezugs zu Jüngeren unterscheiden:

Typen des Bezugs zu Jüngeren

INDIVIDUELLER KONTEXT	SOZIALER KONTEXT: altersheterogen Erwartungen der Jüngeren dominieren	SOZIALER KONTEXT: altershomogen Erwartungen der Aelteren dominieren
starke Ressourcen	I Integration offizielle Tendenz: Nähe - inoffiziell eher Distanz	II Abgrenzung aktiv-kritische Beziehung
schwache Ressourcen	III Desintegration Vermeidung bzw. Abbruch von Beziehungen	IV Abgrenzung eher passiv-distanzierte Beziehung

TYP I: Aeltere, die über relativ starke Aktivitätsressourcen verfügen und in einen altersheterogenen Kontext integriert sind, werden den Kontakt mit Jüngeren offiziell zwar bevorzugen, inoffiziell jedoch einen eher begrenzten, distanzierten Kontakt mit Jüngeren pflegen, der es ihnen ermöglicht, sich auf die positiven Aspekte der Beziehungen zu beschränken und Konflikte zu vermeiden. So lange ihnen dies gelingt und sie im Umgang mit Jüngeren keine schwerwiegenden Defiziterfahrungen machen, können sie dabei eine relativ positive Selbsteinschätzung bewahren. Mit

einer Zunahme alternsbedingter Veränderungen werden sie jedoch sich selbst im Vergleich zu den Jüngeren negativer erleben und eine weitere Distanzierung von den Jüngeren anstreben. Ihre Integration ist also immer schon von einer potentiellen Desintegration bedroht und insofern instabil.

TYP III: Die fortschreitende Schwächung ihrer Aktivitätsressourcen wird die Aelteren in einem altersheterogenen Kontext letztlich zu einem Abbruch ihrer Beziehungen zu Jüngeren nötigen und damit ihre soziale Isolierung herbeiführen. Lediglich helfende (therapeutische) Kontakte, die von Jüngeren initiiert werden, können in dieser Situation noch bestehen.

TYP IV: In einer altershomogenen Umgebung dagegen haben Aeltere, die von einer vergleichbaren Schwächung ihrer Aktivitätsressourcen betroffen sind, keine Desintegration zu befürchten. Aufgrund ihrer räumlichen Abgrenzung und Unabhängigkeit von den Jüngeren können sie trotz ihrer relativ schwachen Ressourcen ein positives Selbstbild bewahren und Jüngeren gegenüber, zu denen sie allerdings aus eigener Initiative kaum noch Kontakt suchen werden, unter Umständen mehr Offenheit zeigen als vergleichbare Altersgenossen in altersheterogenen Kontexten.

TYP II: Aeltere, die noch über stärkere Aktivitätsressourcen verfügen und entsprechend belastbar sind, können aufgrund ihrer stabilen Integration in die eigene Altersgruppe am ehesten eine offene Auseinandersetzung mit Jüngeren riskieren. Da sie in ihrer Selbsteinschätzung weitgehend unabhängig sind von den Erwartungen der Jüngeren, haben sie wenig Anlass, den Kontakt mit Jüngeren um jeden Preis aufrechtzuerhalten und Konflikte mit Jüngeren zu vermeiden. Ihre Kontakte zu Jüngeren werden daher im ganzen zwar weniger häufig und weniger harmonisch sein als diejenigen ihrer in altersheterogenen Kontexten integrierten Altersgenossen, dafür aber unter Umständen erheblich offener und kritischer - und werden als solche wohl am meisten zu einer nicht nur oberflächlich harmonisierenden, sondern kritisch differenzierenden Verständigung zwischen den Altersgruppen beitragen können.

Lebenslauf in Stichworten

Heike Schulz, geboren am 4. Oktober 1944 in Halstenbek (Holstein) als Tochter des Kaufmanns Hans Friedrich Schulz und seiner Ehefrau Irma, geborene Schackow. Zwei Geschwister, Elke und Dieter.

Besuch der Volksschule in Halstenbek, 1951 - 1955. Anschliessend Gymnasium für Mädchen in Elmshorn (Holstein), mathematisch-naturwissenschaftlicher Zweig. 1961 - 1962 als Austauschschülerin in Bridgeton, New Jersey, USA. Abitur im Frühjahr 1964.

Studium der Germanistik, Theologie und Philosophie an der Universität Hamburg, 1964 - 1967. Fortsetzung dieses Studiums, mit Unterbrechungen, an der Universität Zürich. Ab 1973 Studium der Psychologie, Schwerpunkt Sozialpsychologie. Während des Studiums, seit 1970, nebenamtliche Mitarbeit am Institut für Hermeneutik an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich. Promotion am 10. 11. 1978.